

Der Bergmannsfreund!

Glück

auf!



Wochenblatt zur Unterhaltung und Belehrung für Bergleute.

Erscheint jeden Freitag. Bestellungen nehmen die Expedition in Saarbrücken, alle Postanstalten, sowie auf den hiesigen Gruben und den benachbarten Ortschaften die besondern Beten entgegen.

Preis für das Vierteljahr bei der Expedition 3 Sgr., durch die Postanstalten oder durch die besondern Beten bezogen 4 Sgr.
Der Abonnementspreis ist im Laufe des ersten Monats zu berücksichtigen.

Der Bergmann.

Baut nur eure Krongebirge,
Denkt mit träger Hand den Pfug,
Webt nur künftliche Gebilde,
Schreibt von Weisheit voll ein Buch.

Der zum Schauplatz seiner Thaten
Sich die Tiefe auserkorf,
Schähet höher seine Saaten,
Die der Helsen bringt hervor.

Ungefähe Ernte bietet
Ihm die Tiefe reichlich dar,
Wenn der Acker kaum vergütet
Ein von Sorg' erfülltes Jahr.

Zwar er kann mit zarten Händen,
Trotz dem allergrößten Fleiß
Kunigtgebilde nicht vollenden
Ohne Last und ohne Schweiß.

Doch von schwarzem Gold durchwoben
Weiß sein buntes Steingefild
Sich der Bergmann wohl zu loben
Als ein herrliches Gebild.

Schreibt er auch nicht weiße Bücher
Er hat dort ein andres Buch;
Dünkt, Gelehete, euch nur klüger,
Ihn macht seine Tiefe klug.

Denn es liegt vor ihm entfaltset
Dessen Weisheit, Güte und Macht,
Der durch's weite Weltall waltet
Bis zu Abgrunds düst'rer Nacht.

Ursprung und Entwicklung des Bergbaues.

XXXIV.

Von viel jüngerer Entstehung aber gegenwärtig von weit größerem Umfange als der Eisensteinbergbau im Reviere Wehlar, ist derjenige an der mittlern Lahn, an der Dill und auf dem Westerwalde im ehemaligen Herzogthum Nassau. Wahrscheinlich hat hier die Eisenindustrie sich zuerst in der Grafschaft Katzenellenbogen, seitwärts von Diez auf der linken Seite der Lahn, entwickelt, und dürfte das schon 1252 als Handelsartikel in Flandern aufstrebende Eisen von „Katteneleden“ aus dortiger Gegend stammen. Auch in der Nähe von Dillenburg scheinen einzelne Eisensingraben ein ziemlich hohes Alter zu haben, wenigstens

waren solche zu Biberstein bereits im Jahre 1537 in Betrieb. Keineswegs hat aber in früheren Zeiten der Bergbau und die Eisenerzeugung an der mittlern und untern Lahn und an der Dill die hohe Bedeutung gehabt, wie in der Gegend von Wehlar.

Noch zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts war im ganzen Herzogthum Nassau die Eisenerzeugung nur gering. Im Jahre 1848 erreichte sie bereits auf 500—600 Gruben die Höhe von $1\frac{1}{2}$ Millionen Ctr.; in 20 Hochöfen (wovon 7 im Dillenburgischen und die übrigen in der Lahn-egend zerstreut) wurden damals etwa 400,000 Ctr. Roheisen dargestellt, während an 600,000 Ctr. Eisenerze lahnabwärts zu Schiffe nach den rheinischen Hämmwerken gingen. Der mächtige Aufschwung der Industrie in den beiden letzten Jahrzehnten, verbunden mit der Aufschließung des Landes durch Eisenbahnen, hat den Eisenerzbergbau in Nassau mächtig entwickelt und zu einem lebenskräftigen Baume gestaltet, der seinen Segen über einen großen Theil des Landes verbreitet. Im Jahre 1871 lieferten die 354 in Förderung stehenden nassauischen Eisensingraben bei einer Belegschaft von 5678 Bergleuten rund $13\frac{1}{4}$ Millionen Ctr. Eisenerze (fast den vierten Theil von ganz Preußen) im Werthe von $1\frac{1}{2}$ Millionen Thlr. — Nur der allerfeinste Theil der Erze wird im Lande selbst verhüttet. In 12 Hochöfen wurden im Jahre 1871 gegen $\frac{2}{3}$ Millionen Ctr. Roheisen dargestellt und dazu etwa $1\frac{1}{2}$ Millionen Ctr. einheimische Erze verbraucht, während fast das Achtefache davon auf rheinisch-westphälischen und zum Theil auch auf den Eisensingraben des Saargebietes verschmolzen wurde.

Neben dem Eisensteinbergbau an der mittlern Lahn ist im gegenwärtigen Jahrhundert noch ein sehr umfangreicher Bergbau auf Braunstein (Manganerze) und ganz neuerdings auch auf Phosphorit (phosphoraurer Kalk) entstanden. Das Vorkommen beider werthvollen Mineralien ist ein ganz ähnliches wie dasjenige der meisten Eisensingraben dieser Gegenden. — Der Braunsteinbergbau begann mit dem Jahre 1828, in welchem 500 Ctr. gefördert wurden, hat sich aber dann außerordentlich rasch entwickelt; 1848 erreichte die Förderung bereits 300,000 Ctr. auf etwa 100 Gruben. Inzwischen hat sich jedoch wegen mangelnden Absatzes einer so großen Fördermenge wieder ein Rückgang eingestellt, und werden gegenwärtig auf 45 Gruben mit 650 Arbeitern etwa über 200,000 Ctr. jährlich im Werthe von 120,000 Thlr. gewonnen. Der Braunstein findet hauptsäch-

lich Verwendung zur Sodafabrikation und in sonstigen chemischen Fabriken. — Der als Düngematerial für die Landwirtschaft verwertete Phosphorit ist erst innerhalb des letzten Jahrzehnts entdeckt worden. Seine Gewinnung geschieht meist noch durch Abrumsarbeit, beschäftigt indessen gegenwärtig bereits über 900 Arbeiter und liefert jährlich auf 50 Eruben über $\frac{2}{3}$ Millionen Gr. im Werthe von 280,000 Thlr. —

Endlich ist auch noch des nassau'schen Dachschieferbergbaues zu gedenken, der hauptsächlich bei Caub am Rhein und an der untern Lahn betrieben wird. Mit etwa 900 Arbeitern producirt derselbe jährlich Schiefer und Platten im Werthe von 130—140,000 Thlr.

Vom Sparen. III.

Eine bauerliche Sparkasse. — Als im Jahre 1806 das schwere Unglück über Preußens Herrscher und Volk gekommen war, ersahen eines Tages der Bauer Abraham Nidel aus der Weichselniederung mit seiner Frau vor unserm Königspaare, dem Könige Friedrich Wilh. III. und der Königin Louise. Nidel gehörte, wie noch mancher andere brave Mann in seiner Heimath, zu der Religionssecte der Mennoniten, die sich besonders auch dadurch von anderen Christenleuten unterscheiden, daß sie vor keinem Menschen das Haupt entblößen und jeden mit „Du“ anreden. — So trat nun auch Nidel mit bedecktem Haupte vor seinen König und sprach: „Du“ zu ihm.

Er sprach aber also: „Gnädiger Herr König! Deine treuen mennonitischen Unterthanen in Preußen haben mit Schmerz erfahren, wie groß die Noth ist, die Gott über Dich verhängt hat. Deshalb sind wir in unserer Gemeinde zusammengetreten und haben für Dich, ein Jeder eine Kleinigkeit, zusammengelagt. Nun bin ich gekommen, um Dich, unsern lieben König, zu bitten, Du wollest die Gabe aus treuem Herzen annehmen. Wir aber wollen nicht aufhören, für Dich zu beten!“

Und mit diesen Worten überreichte er dem Könige dreitausend Stück Friedrichsd'or.

Ingleich aber trat die Frau Nidel zur Königin und bat sie, die frische Butter anzunehmen, die sie aus ihrer Wirthschaft mitgebracht hatte.

Der Königin kamen die Thränen in die Augen. Sie reichte der Bauersfrau ihre Hand und hängte ihr zum Gegengeschenk das Tuch um, das sie selbst getragen hatte. Der König verberg indessen seine Nahrung, nahm ein Blatt Papier und schrieb darauf:

„Mit Dank habe ich die Gabe meiner treuen mennonitischen Unterthanen in Preußen, Dreitausend Stück Friedrichsd'or, empfangen und sehe darin ein Darlehen, das sie von gutem Herzen mir anbieten. In besserer, glücklicherer Zeit, so Gott sie mir beschere, werde ich es mit Zinsen abtragen. Der Herr segne meine treuen mennonitischen Unterthanen!“

Und darunter schrieb der König seinen Namen.

Das Papier gab er dem Abraham Nidel, der darauf mit seiner Frau wieder nach Hause ging. Sie sprachen: „Der gnädige Gott möge unsern guten Könige und unserer lieben Königin wieder bessere Tage schenken, nicht, daß wir das Geld wieder bekommen, sondern, daß sie nicht mehr zu weinen brauchen über ihres Volkes Unglück!“

Ein sparsamer Knabe. — Am Hofe Friedrichs des Großen lebte ein Gelfnabe, der später ein berühmter Feldherr wurde. Derselbe that öfters für die andern Edel-

knaben Nachtwachen; und warum? Um das Geld, das er dafür erhielt, für seine arme Mutter zusammen zu sparen.

Einst konnte der König nicht schlafen. Er klingelte nach dem wachhabenden Gelfnaben, der ihm ein Buch bringen sollte. Er klingelte mehrmals aber vergebens. Endlich stand er auf, um selbst hinzugehen. Da fand er den Bagen im Vorzimmer über einem halbvollendeten Briefe eingeschlafen. Der König las:

„Das ist nun schon die dritte Nacht, daß ich für Geld die Wache habe. Ich kann's beinahe nicht mehr aushalten. Indessen freue ich mich doch, daß ich nun wieder zehn Thaler für dich, liebe Mutter, erspart habe, und diese schicke ich Dir hiermit.“

Der König ließ den Knaben schlafen, holte selbst das Buch und steckte dem Schläfer noch in jede Nocturne eine Rolle mit Goldstücken. Am andern Morgen war der Bage nicht wenig erschrocken, als er das Geld in seiner Tasche fand und den Zusammenhang errieth. Zufällig bat er den König um Verzeihung und dankte ihm für das gnädige Geschenk. Der König aber lobte seine kindliche Liebe, verlieh ihm bald darauf eine Offiziersstelle und hob ihn von einer Ehrenstufe zur andern, weil aus dem guten Sohne und sparsamen Knaben auch ein braver Soldat wurde.

Sprichwörter vom Sparen.

Spare was, so hast du was! —

Mein Sprüchlein heißt: Auf Gott vertrau', arbeite brav und leb' genau! —

Spare bei Zeiten, so hast du in Noth! —

Junges Blut, spar' dein Gut; Armuth im Alter wehe thut! —

Wer den Pfennig nicht ehrt, ist des Thalers nicht werth! —

Wer sich ehrlich will ernähren, muß viel flicken, wenig giehen! —

Ein Sommersonntag im Thiergarten zu Berlin.

Sehr viele Leute, die noch nicht Lust, Zeit und Geld hatten, die Residenz unseres Kaisers und Königs zu besuchen, ziehen aus dem Namen „Thiergarten“ den Schluß, daß dies ein Tummelplatz fremdländischer Thiere sein müsse. Dies ist er nicht. Außer einer größeren Menge einheimischer Vögel lebt nur noch ein größeres Thier in bedeutenderer Zahl unter seinem schützenden Grün, das Eichthausen. Seinen Namen verdankt der Thiergarten älterer Zeit. Zur Zeit der Kurfürsten von Brandenburg war er das, was sein Name besagt, ein Thierpark, worin die Fürsten der Jagd pflegten. Damals breitete er sich auch noch bedeutend weiter aus, als es heute der Fall ist; die ganze Friedrichs- und Dorotheenstadt mit der prachtvollen Straße „Unter den Linden“ und den angrenzenden, die Geschäftswelt in sich bergenden Straßen sind auf seinem Grund und Boden entstanden. Des Thiergartens alte Bestimmung gab Friedrich der Große auf; er begann damit, ihn in einen Park umzuwandeln, welches Wert namentlich unter Friedrich Wilhelm III. gefördert wurde. Und so sehen wir ihn jetzt als den geschicktesten Aufenthalt- und Erholungsort der Bewohner Berlins, als einen von vielen schönen Wegen durchzogenen, mit einzelnen kleineren Garten-Anlagen geschmückten, mehrere Denkmäler in sich bergenden Wald starkstämmiger Bäume.

Im Thiergarten hört während der Sommermonate der Verkehr eigentlich nicht auf; er zeigt sich nur zu einzelnen Tageszeiten reger belebt, als zu andern; und er gewährt somit zu verschiedenen Zeiten verschiedene Bilder.

An schönen Tagen kann man von Morgens frühe bis spät in den Abend hinein Spaziergänger in ihm luftwandeln sehen. In den Stunden von 11—3 Uhr ergeht sich in ihm namentlich die vornehme Damenwelt. In reichem, meist aber überponneter Toilette, mit einem gewaltigen Büsch geborgter Haare auf dem Kopfe, schreiten sie, die Füßchen stierlich sehend, einher, jede vorübergehende Person beobachtend und Vergleiche über das Äußere derselben anstellend, wobei meist das eigene Ich den Sieg davonträgt. Nachdem eine solche Dame eine Stunde ungesähr sich mit Spazierengehen abgequält hat, sinkt sie in ihrer Wohnung erschöpft auf dem Sopha nieder; ihr Tagewerk ist vollbracht. Solche Frauen haben es gut, wird mancher der Leser und manche Leserin denken, es muß aber gesagt werden, daß diese Salondamen sich meist nicht so glücklich und wohl fühlen, als man meinen sollte. Dies hat seine einfache Begründung darin, daß sie ihre viele Zeit nicht wegzubringen wissen und sie somit große Langeweile haben; es bewahrt sie sich auch an ihnen das Wort, daß nur Arbeit das Leben süß macht.

Am Nachmittage, gegen 3 Uhr, zeigt sich im Thiergarten eine andere Welt. Jetzt sucht der Handwerker, der Arbeiter mit Frau und Kindern den Erholungsort auf; Leute, welche die ganze Woche hindurch emsig gearbeitet haben, sie fliehen am Sonntage die enge, im Keller oder 3 bis 4 Treppen hoch im Hof gelegene Wohnung und die staubigen Straßen. Kostet ihnen der Weg zum Thiergarten auch eine halbe oder auch eine ganze Stunde Zeit, das scheuen sie nicht, bietet doch der Thiergarten die einzige Gelegenheit, sich zu erholen, Gottes schöne Natur bewundern und genießen zu können.

Nicht nur auf der Promenade ist der Fußgänger, auch auf den Fahr- und Reitwegen ist in den Nachmittagsstunden reges Treiben. Glänzende Equipagen, deren Räder mit Gummi belegt sind, von prächtigen Rossen gezogen, kommen in schnellem Trabe, fast unhörbar heran; dahinter eine weniger gut eingerichtete, meist von einem erbärmlichen Kleyper mühsam in Bewegung gesetzte Droschke. Während die erstere dieser Bewegungsmaschinen den vornehmen und reichen Geldmann in sich birgt, hat in dem zweiten wohl ein gut stuurter Bürger mit seiner Familie Platz genommen, wiesach aber auch mehrere, gern zehende, übermüthige „Spring in die Welt“, welche erst am nächsten Tage Gewißheit darüber erlangen, daß sie ihrem Portemonaie einen größeren Gefallen gethan hätten, wenn sie wie die Andern zu Fuß gegangen wären.

Doch da fesselt den aufmerksamen Beobachter bereits ein anderes Bild. Ein sogenannter Sonntagsreiter naht. Die ganze Woche hindurch hat er auf dem Drehschemel im Comptoir gesessen, am Sonntag benutzt er ein lebendes Wesen als Sitz. Doch wir dürfen nicht fürchten, daß er von seinem hohen Sitz werde unanfsat heruntergeschleudert werden, er hat sich ein saustes, ruhiges Thierchen zwischen die Beine geklemmt, das Alles, nur nicht das Traben, vertragen kann.

Der Abend ist hereinbrochen, die zahlreichen Spaziergänger sind verschwunden; jetzt können solche Liebhaber des Thiergartens erscheinen, die gern allein sind, unbeobachtet von den Augen der größeren Menge. Es kommt die Köchin, die Arbeiterin, die während der ganzen Woche kein anderes Grün vor die Augen bekommen haben, als das für die Suppe auf dem Markt gekaufte. Sie tröstet auf dem für Viele sehr weiten Wege zu ihrem Lieblingsplätzchen, die Dornjuug, da den zu finden, nach dem sich das liebende Herz sehnt. Und sie haben sich nicht getäuscht.

Der heiß Ersehnte hat sich eingestellt. Bald ist auch ein vom Lampenschein matt erleuchtetes Plätzchen gefunden, wo die Lippen der Liebe Ausdruck geben dürfen. Es stört sie nicht, wenn auf der Bank, auf die sie sich gesüchlet, noch ein zweites Pärchen Platz nimmt; wissen sie doch, daß dieses mit sich selbst zu thun hat.

Auch diese Verehrer des Thiergartens verschwinden, wenn der Abend weiter vorrückt.

Der Schleier der Nacht ist über den Thiergarten gebreitet, die während des Tages so belebten Wege sind leer, es herrscht Ruhe im Walde. Nur vereinzelt zeigen sich Menschen; die meisten aber von ihnen sind solche von zweifelhaftem Character. Die vom eingestrichelten Berliner „Sonnenbrüder“ genannten, arbeitslosen, wohnungslosen männlichen Personen suchen im Thiergarten das Nachtquartier bei „Mutter Grünen“ auf, ein ihnen wohlbetanntes, recht dunkles Plätzchen, auf dem sie schon so oft nach ihrem schweren Tagewerk, dem Herumlungern auf den Straßen, geruht haben. Sie fürchteten nicht, daß ihnen während der Ruhe etwas werde gestohlen werden, davor sind sie so sicher wie eine Kirckenmaus. Nur eins vermag sie in Schrecken zu setzen, die joganante Razzia, d. i. eine Jagd auf saule, verbrecherische, wohnungslose Menschen, die von der Polizei von Zeit zu Zeit in der Stille der Nacht wohl vorbereitet angestellt wird, um verschiedene der dabei Eingefangenen als gefährliche Subjecte zu entlarven und an den Ori zu bringen, den sie ganz eben so genau kennen, wie ihr Ruheplätzchen im Walde.

Das kalte Herz.

Ein Märchen von Wilhelm Hauff.

(Fortsetzung.)

Es war schon Abend, als einige Männer, die vorbeizogen, den reichen Peter Munt auf der Erde liegen sahen. Sie wandten ihn hin und her, und suchten, ob noch Athem in ihm sei, aber lange war ihr Suchen vergebens. Endlich ging einer in das Haus und brachte Wasser herbei und besprengte ihn. Da holte Peter tief Athem, schobte und schlug die Augen auf, schaute lange um sich her und fragte dann nach Frau Lisbeth, aber keiner hatte sie gesehen. Er dannte den Männern für ihre Hilfe, schlich sich in sein Haus und suchte überall, aber Frau Lisbeth war weder im Keller noch auf dem Boden, und das was er für einen schredlichen Traum gehalten, war bittere Wahrheit. Wie er nun so ganz allein war, da kamen ihm sonderbare Gedanken; er fürchtete sich vor Nichts, denn sein Herz war ja kalt; aber wenn er an den Tod seiner Frau dachte, kam ihm sein eigenes Hinscheiden in den Sinn, und wie belastet er dahin fahren werde, schwer belastet mit Thränen der Armen, mit tausend ihrer Flüche, die sein Herz nicht erwidern konnten, mit dem Jammer der Elenden, auf die er seine Hünde gehetzt, belastet mit der stillen Bezweiflung seiner Mutter, mit dem Blute der schönen guten Lisbeth; und konnte er doch nicht einmal dem alten Mann, ihrem Vater, Rechtschaft geben, wenn er käme und fragte: „Wo ist meine Tochter, Dein Weib?“ Wie wollte er einem Andern Frage stellen, dem alle Wälder, alle Seen, alle Berge gehören, und die Leben der Menschen?

Es wachte ihn auch Nachts im Traume, und alle Augenblicke wachte er auf an einer süßen Stimme, die ihm zurief: „Peter, schaff Dir ein wärmeres Herz!“ Und wenn er erwacht war, schloß er doch schnell wieder die Augen, denn der Stimme nach müßte es Frau Lisbeth sein, die

ihm diese Warnung zurief. Den andern Tag ging er ins Wirthshaus, um seine Gedanken zu zerstreuen, und dort traf er den/dicken Gzechiel. Er setzte sich zu ihm, sie sprachen Dies und Jenes, vom schönen Weter, vom Krieg, von den Steuern, und endlich auch vom Tod, und wie da und dort Einer so schnell gestorben sei. Da fragte Peter den Dicken, was er denn vom Tod halte, und wie es nachher sein werde. Gzechiel antwortete ihm, daß man den Leib begrabe, die Seele aber fahre entweder auf zum Himmel oder hinab in die Hölle.

„Also begräbt man das Herz auch?“ fragte Peter gespannt.

„Ei freilich, das wird auch begraben.“
 „Wenn aber einer sein Herz nicht mehr hat?“ fuhr Peter fort.

Gzechiel sah ihn bei diesen Worten schrecklich an. „Was willst Du damit sagen? Willst Du mich foppen? Meinst Du, ich habe kein Herz?“

„O, Herz genug, so fest wie Stein,“ erwiderte Peter.

Gzechiel sah ihn verwundert an, schaute sich um, ob es Niemand gehört habe, und sprach dann: „Woher weißt Du es? Oder podst vielleicht das Deinige auch nicht mehr?“

„Poht nicht mehr, wenigstens nicht hier in meiner Brust!“ antwortete Peter Munt. „Aber sag mir, da Du jetzt weißt, was ich meine, wie wird es gehen mit u n s e r e n Herzen?“

„Was kümmert Dich dies, Gesell!“ fragte Gzechiel lachend. „Hast ja auf Erden vollauf zu leben und damit genug. Das ist ja gerade das Bequeme in unsern kalten Herzen, daß uns keine Furcht befällt, vor solchen Gedanken.“

„Woh! wahr, aber man denkt doch daran, und wenn ich auch jetzt keine Furcht mehr kenne, so weiß ich doch wohl noch, wie sehr ich mich vor der Hölle gefürchtet, als ich noch ein kleiner unschuldiger Knabe war.“

„Nun — gut wird es uns gerade nicht gehen,“ sagte Gzechiel. „Hab' mal einen Schulmeister darüber gefragt, der sagte mir, daß nach dem Tod die Herzen gewogen werden, wie schwer sie sich versündigt hätten. Die leichten steigen auf, die schweren sinken hinab, und ich denke, unsere Steine werden ein gutes Gewicht haben.“

„Ach freilich,“ erwiderte Peter, „und es ist mir oft selbst unbequem, daß mein Herz so theilnaamslos und ganz gleichgiltig ist, wenn ich an solche Dinge denke.“

So sprachen sie; aber in der nächsten Nacht hörte er fünf oder sechs Mal die bekannte Stimme in sein Ohr klopeln: „Peter, schaff' Dir ein wärmeres Herz!“ Er empfand keine Reue, daß er sie getödtet, oder wenn er dem Gesinde sagte, seine Frau sei verzeiht, so dachte er immer dabei: „Woh! hin mag sie wohl gereist sein?“ Sechs Tage hatte er es so getrieben, und immer hörte er Nachts diese Stimme, und immer dachte er an den Waldgeist und seine schreckliche Drohung; aber am siebenten Morgen sprang er auf von seinem Lager und rief: „Nun ja, will leben, ob ich mir ein wärmeres schaffen kann, denn der gleichgiltige Stein in meiner Brust macht mir das Leben nur langweilig und ebe.“ Er zog schnell seinen Sonntagsrock an und setzte sich auf sein Pferd und ritt dem Tannenbiß zu.

Im Tannenbiß, wo die Bäume dichter standen, saß er ab, band sein Pferd an und ging schnellen Schrittes dem Gipfel des Hügels zu, und als er vor der dicken Tanne stand, hub er seinen Spruch an:

„Schahhauser im grünen Tannenwald,
 Bist viele hundert Jahre alt,

Dein ist all Land, wo Tannen stehen,
 Läßt Dich nur Sonntagskindern sehen.

Da kam das Glasmännlein hervor, aber nicht freundlich und traulich, wie sonst, sondern düster und traurig; es hatte ein Röslein an von schwarzem Glas, und ein langer Trauerflos flatterte herab vom Hut, und Peter wußte wohl, um wen es traure.

„Was willst Du von mir, Peter Munt?“ fragte es mit dumpfer Stimme.

„Ich hab' noch einen Wunsch, Herr Schahhauser,“ antwortete Peter mit niedergeschlagenen Augen.

„Können Steinherzen noch wünschen?“ jagte Jener. „Du hast Alles, was Du für Deinen schlechten Sinn bedarfst, und ich werde schwerlich Deinen Wunsch erfüllen.“
 „Aber Ihr habt mir doch drei Wünsche zugesagt; einen hab' ich immer noch übrig.“

„Doch kann ich ihn versagen, wenn er thöricht ist,“ fuhr der Waldgeist fort; „aber wohl an, ich will hören, was du willst?“

„So nehmet mir den todten Stein heraus und gebet mir mein lebendiges Herz.“

„Hab' ich den Handel mit Dir gemacht?“ fragte das Glasmännlein. „Bin ich der Holländer Michel, der Reichthum und kalte Herzen schenkt? Dort, bei ihm mußt Du Dein Herz suchen.“

„Ach, er gibt es nimmer zurück,“ antwortete Peter traurig.

„Du dauerst mich, so schlecht Du auch bist,“ sprach das Männlein nach einigem Nachdenken. „Aber weil Dein Wunsch nicht thöricht ist, so kann ich Dir wenigstens meine Hilfe nicht versagen. So höre. Dein Herz kannst Du mit keiner Gewalt mehr bekommen, wohl aber durch List, und es wird vielleicht nicht schwer halten; denn der Michel bleibt doch nur der dumme Michel, obgleich er sich ungemein klug dünnt. So gehe denn geraden Wegs zu ihm hin und thue, wie ich Dir heiße.“ Und nun unterrichtete er ihn in Allem und gab ihm ein Kreuzlein aus reinem Glas: „Am Leben kann er Dir nicht schaden, und er wird Dich frei lassen, wenn Du ihm dies vorkalten und dazu beten wirst. Und hast Du dann, was Du verlangt hast, erhalten, so komm wieder zu mir an diesen Ort.“

(Schluß folgt.)

Alleslei.

Man hat berechnet, daß eine Frau, die jeden Tag 16 Stunden lesen würde, 963 Jahre alt werden müßte, um alle nur allein in Deutschland erschienenen — Kochbücher zu lesen.

Auflösung des Räthsel's in voriger Nummer:
 R ä h n a d e l oder auch Z u n g e .

Berichtigung.

In der vorigen Nr. Seite 118, 1 Spalte, Zeile 16 von unten lese man 16,406,912 statt 26,496,912.

Marktpreise am 26. Juli 1873.

	zu Saarbrücken.		zu St. Johann.	
	fl.	sch.	fl.	sch.
1 Centner Kartoffeln	1	12 6	1	15 —
1 Pfund Butter	—	14 —	—	18 —
1 Dutzend Eier	—	8 —	—	7 6